

Erzgebirgische Heimatblätter



Nr. 47 — Sonntag (Totenfest), den 20. November 1938

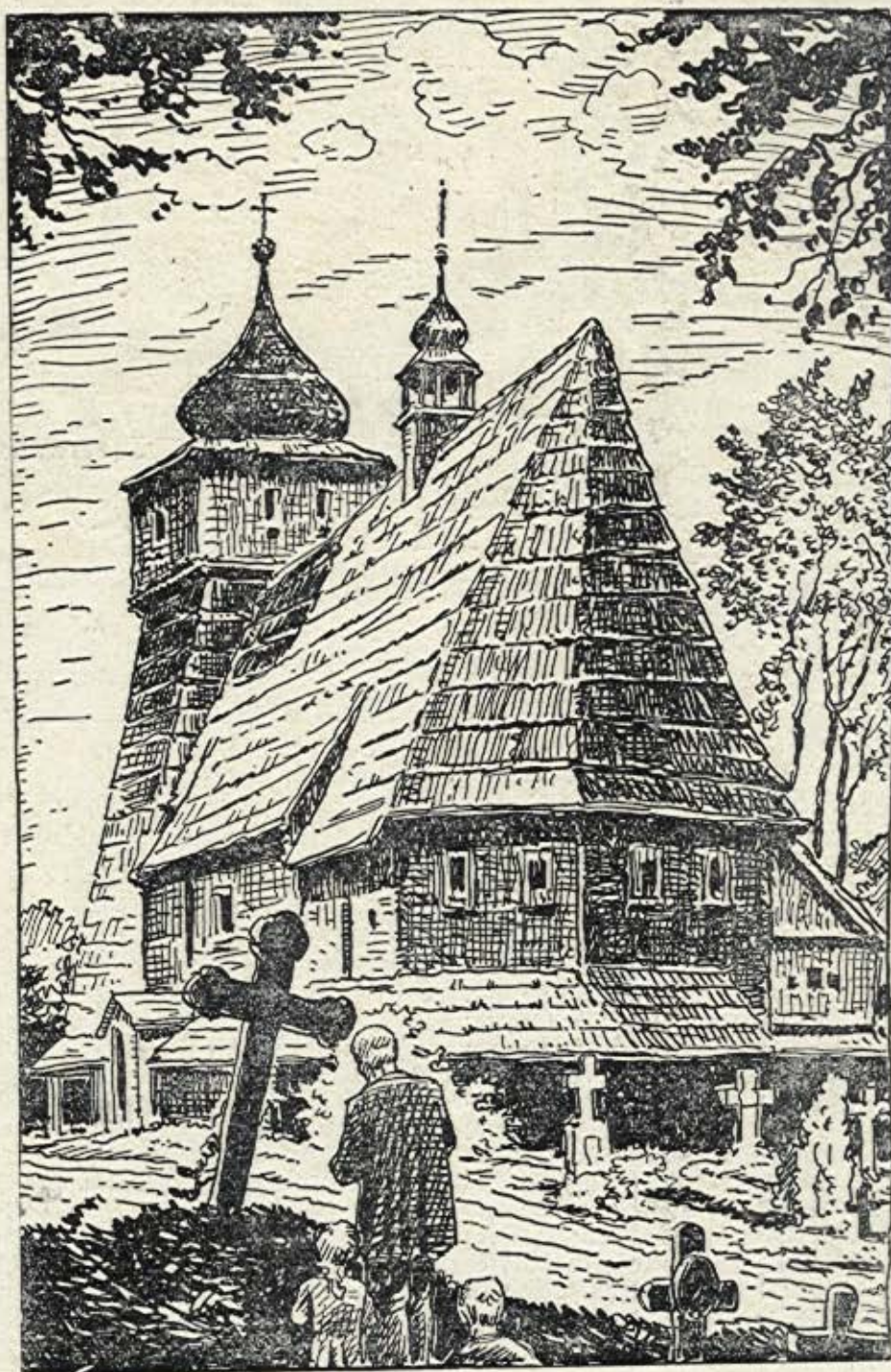
Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Von der Schönheit der erzgebirgischen Friedhöfe

Wir Erzgebirgler haben alle die Stätte lieb, wo die Hingegangenen unserer Stadt oder unseres Heimatdorfes unter den rauhschenden Wipfeln des erzgebirgischen Waldes schlafen. Deshalb auch pflegen wir unsere Friedhöfe so und es ist eine große Freude, den Gottesacker als einen Garten Gottes zu sehen, auf dem die Blumen wachsen in bunten Farben bis in den Herbst hinein. Nicht alle Menschen gehen gern auf den Friedhof. Seltsam — es gibt auch Menschen, die Friedhöfe grundsätzlich meiden. In weitem Bogen umgehen sie seine Mauern, hinter denen tote Wanderer dieses Lebens ausruhen von aller Mühsal der Zeit. Und läutet gar einmal die Sterbeglocke, so beschleicht solche Leute vollends ein unheimliches Empfinden. Kein großspuriges Urteil über sie! Jeder von uns sieht mit anderen Augen das große Geheimnis, das über den Gottesäckern der weiten Welt gebreitet liegt und das den kleinsten Bergfriedhof im Schatten ragender Bergriesen genau so umweht wie die ausgedehnten Friedhöfe der Städte oder die engbegrenzte Totenstatt des nächstbesten Dorfes. Oft und immer wieder haben Menschenhände den Schleier dieses Geheimnisses zu lüften versucht... Umsonst! Es blieb unergründet, jenes Rätsel um die Toten. Und doch: warum den Kirchhof meiden? Nehmt Euch

ein Herz, Ihr Jaghaften, und geht einmal ohne Scheu durch die Reihe der Grabmale aus Stein und Marmor; bleibt stehen an einem Holzkreuz mit der Schmerzgestalt des Erlösers, denkt nach

über den Sinn des Menschseins überhaupt. Da blühen in prall leuchtenden und blaßroten Farben jetzt noch hier und da die Gladiolen; vielleicht auch nur ein Erikastrauch, unansehnlich im gleichen Blick zur Blut der Spätsommernellen u. Cynien auf dem Nachbargrab drüben... Doch gerade darin ist am lebendigsten spürbar die Symbolik der Stätte des letzten Schlummers: Ob arm, ob reich, im Tode sind sie alle gleich, die da warten des letzten Gerichts... Und so verliert im Gedanken an dieses Gewissen der Friedhof vollends das Odium einer unfreundlichen Stätte! Schaut auf die Worte, die just die Gräber vergangener Jahrhunderte dem Vorübergehenden zurufen, mahnend einmal, glaubensvoll wieder, hoffnungsfröhlich fast überall... Unsichtbar steht über jedem Totenhügel aber die gleiche Verheißung des menschengewordenen Erlösers: „Ich lebe, und Ihr sollt auch leben!“ Unsere erzgebirgischen Friedhöfe stehen auch jetzt noch im vollsten Schmuck. Die unendliche Liebe und getreue Pflege der Hinterbliebenen haben Wunder vollbracht. Die Pracht ist unbeschreiblich schön. Hinzu kommt der prächtige Bestand an alten



Bäumen und buschigen Gehägen, die seit vielen Jahren stehen und jedem Wetter trogen, um immer wieder von neuem zu erfreuen. Sie sind es auch, die im Winter unter den Schneelasten die wunderbaren Blickpunkte auf den Friedhöfen hergeben. Bald ist es so weit, bald deckt der König Winter mit weißem Hermelin die Hügel unserer Schläfer zu. Dann hebt ein weih-

nachtliches Leuchten an auf den Gottesäckern unserer erzgebirgischen Heimat. Ein Leuchten in die dunkle Nacht des Todes. Hoch am Himmel glitzern Gottvaters Sterne — unter ihnen steht der Stern der ewigen Weihenacht, der wir alle entgegengehen.

Wald und Wiese, Fels und Tal

Kleine Streife durch deutsches Land in Ostböhmen und Südmähren.

Abwärts von den böhmischen Weltbädern im Egerlande: Karlsbad, Marienbad und Franzensbad, ist das jetzt zum Reich gehörende sudetendeutsche Gebiet auch östlich der Elbe überaus reich an Naturschönheiten im wildromantischen Felsenlande.

Hier türmen sich die Berge zu beträchtlichen Höhen und fast bis zu den höchsten Gipfeln ziehen sich unendliche Wälder. Einer der südlichen Ausläufer des Riesengebirges ist der 1300 Meter hohe Schwarzenberg, der treulich in einem Talkessel Johannisbad, das böhmische Gastein, wie man es einst nannte, hütet. Warme, blaugrüne Fluten entspringen den Seiten des Schwarzenbergs unter beträchtlicher Basenentwicklung. Dieser warme Sprudel wurde nach einer Tausenauer Chronik vor fast 1000 Jahren von einem ritterlichen Sendboten mit Namen Johannes entdeckt und nach ihm benannt. Ueber der kleinen Quelle wurde ein einfaches hölzernes Badehaus errichtet, zu dem sich bald ein Gasthof gesellte, denn die Heilwirkung des Sprudels wurde bald weit und breit bekannt, und die Kranken wallfahrteten nach der Wunderquelle, um Erlösung von ihren Leiden zu finden. Als vor längerer Zeit eine kleine, hier stehende Kapelle abgerissen wurde, um eine neue zu errichten, fand sich hinter dem Altar ein ganzer Stapel Krücken von Kranken, die gelähmt zu dem Brunnen gewandert waren und gesund heimkehren konnten. Johannisbad wurde eins der angesehensten Bäder Böhmens. In früheren Jahrhunderten hatte es wiederholt seine Besitzer gewechselt; es gehörte u. a. den Herren von Silberstein, Albrecht von Wallenstein, dem Herzog von Friedland, dem Fürsten Schwarzenberg und vielen anderen. Die Bevölkerung hat auch in den Jahren der Fremdherrschaft ihren durch und durch deutschen Charakter nicht verleugnet.



Freiwaldau am Altvatergebirge.

Einst gab der Berggelenk dieser Stadt am Altvatergebirge ein betriebsames Leben. Nachdem die Schätze der Berge verlegt sind, ist Freiwaldau als Luftkurort beliebt. In sehr unmittelbarer Nähe liegt der Kurort Greifenberg, in dem der weltberühmte Brünhild beheimatet war, und wo er zum Wohle der armen und reichen Bevölkerung seine Heilmethode anwandte.

An der Bober-Quelle und im Elbetal.

In einer Talsperre des sogenannten Liebauer Passes, an den Hängen des Rehorn-Gebirges, liegt das kleine Städtchen Schatzlar, von dem aus die Bober-Quelle leicht erreicht werden kann.

Auch Spindlermühle in dem höchst romantischen Tal der Elbe, am Abhang des Ziegenrückens, umschlossen von hohen Wäldern, träumt hier in 800 m Höhe. Berühmt ist die kristallene Klarheit seiner Quellwasser; besonders im Winter entwickelt sich hier reges Leben, denn Spindlermühle gilt als der größte Winterturort im Riesengebirge und als eine Zentrale des Wintersportes in diesem Gebiet. Weiter im nordöstlichen Teile Böhmens liegt die rege Industriestadt Trautenau im Aupatal. Viele Gefechte im deutsch-österreichischen Kriege des Jahres 1866 spielten sich

hier ab im Bereich des historisch denkwürdigen Johannes- oder Kapellenberges.

Felswunder in der Felsenstadt.

Im ostböhmischen Bezirk Braunau erstrecken sich die berühmten Adersbacher Felsen mit einem Dorf gleichen Namens in unmittelbarer Nähe. Tausende besuchen von hier aus jährlich die sagenumwobene „Adersbacher Felsenstadt“, ein Labyrinth von Sandsteinfelsen, die oft in verzerrten Formen in die Luft ragen und verschiedenen Gestalten ähnlich sehen, nach denen sie auch ihre Namen erhalten haben. Da ist z. B. der Felsensee und der unterirdische Wasserfall in der Goethe-Grotte, die als Mittelpunkt dieses seltsamen Felsengartens angesehen werden können. Die Bezirksstadt Braunau im Kesseltal zwischen dem Stein- und Heidegebirge enthält viele Erinnerungen an den 30jährigen Krieg. So den ältesten deutschen „Holzriegelbau“ in Gestalt der

Friedhofskirche und das Benediktiner-Stift. Knapp an der alten Reichsgrenze liegt ein bekannter Markort im obersten Adlergebirge: Giechhübel. Hier wäre auch das südwestliche Einfallstor ins Adlergebirge, Rokititz, zu erwähnen, ferner Weckelsdorf im Faltengebirge, dessen Sehenswürdigkeit ebenfalls eine vor rund hundert Jahren eröffnete Felsenstadt ist. Auch hier ein ungeheures Labyrinth von Sandsteinfelsen mit abenteuerlich geformten Gestalten, die drollige Namen tragen wie „bayerischer Raupenhelm“, „Schweizerkäse“, „Nashorn“, „Rübezahls Burg“, „Felsenbraut“, „Totenstiege“ usw. Eine steil aufragende Felsnadel wird „Rübezahls Zahnstocher“ genannt. Außerdem gibt es eine „brütende Höhle“, eine „Unterwelt“ und „Sibirien“.

Rund um die Oder-Quelle.

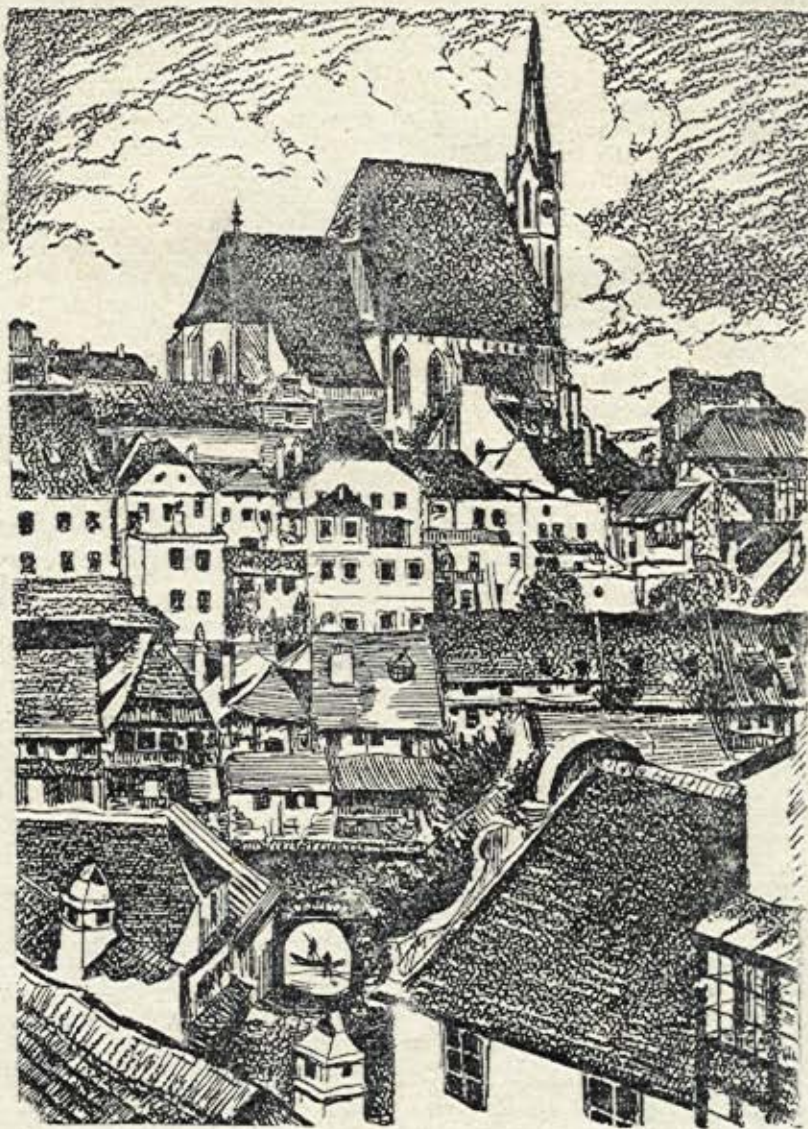
Von den größeren Städten Mähriſch-Schleſiens mag das durch seine Leinen-Industrie weltbekannte Freiwalddau, am Fuße der Vorberge des Hirschbadkammes genannt sein. Das freundliche Stadtbild mit seinem immergrünen Waldeshintergrund erinnert stellenweise an die Alpen und hat der Stadt den Namen „Perle der Sudeten“ eingetragen. Ebenfalls durch seine Leinenindustrie bekannt ist Freudenthal, am Fuße des Köhlerberges, eines erloschenen Vulkans am Altvatergebirge gelegen. Dort wird man auch den weltberühmten Prieknitzkurort: Gräfenberg entdecken. Prieknitz selbst hat den Ort gegründet und erhielt bald Zulauf aus aller Herren Länder, wobei als wichtiges Kurmittel das kiesel-säurehaltige Quellwasser genannt wird. Immer mehr erhebt sich das Land zum Odergebirge, dem eigentlichen Quellgebiet der Oder, das jetzt auch zum Reich gehört. Hier sind es zwei Städte, die die besondere Aufmerksamkeit erregen: Mähriſch-Neustadt und Mähriſch-Schönberg. Das erste, am Ostwaſafluß gelegen, hatte im Mittelalter, besonders aber im 30jährigen Kriege in Verbindung mit Olmütz große Bedeutung. Das Museum ist gefüllt mit Urkunden aus dieser Zeit. Geschichtlich berühmte Orte in der Nähe sind Burg Eulenberg, Busau und Reuschloß. Mähriſch-Schönberg ist eine ansehnliche Stadt von 14 000 Einwohnern, in der die Leinen- und Seidenindustrie vorherrscht. Neu-Titschein, das hier nicht vergessen werden darf, ist eine Stadt von 13 000 Einwohnern und Mittelpunkt des fruchtbaren Kuhländchens. Seine Hut- u. Tuchindustrie steht in hohem Ansehen. Auch Sternberg, mit seinen 13 000 Einwohnern an der neuen Grenze des Reiches liegend, darf nicht fehlen. Die alte Stadt liegt wunderbar an den südlichen Ausläufern des Altvatergebirges und wird überragt von den mächtigen Mauern des

Lichtensteiner Schlosses, das aus dem 13. Jahrhundert stammt. Den Abschluß bei dieser kleinen Streife durch das mähriſch-schleſische Sudetenland mag Troppau bilden, die einstige Landeshauptstadt mit mehr als 33 000 Einwohnern. Die alte Hauptstadt an der Oppa hat ein gut Teil der Geschichte Schleſiens am eigenen Leibe erleben müssen. Ihre Entstehungszeit wird auf das 12. Jahrhundert zurückgeführt. In späterer Zeit wurde Troppau bekannt durch den Kongreß im Jahre 1820, der den Zaren Alexander von Rußland, den Kaiser von Oesterreich und den König von Preußen mit zahlreichen Diplomaten bekannten Namens versammelte (Metternich, Benz, Graf Kesselrode, Fürst Menschikow und Fürst Hardenberg). Ursache dieser eigenartigen Versammlung war die neapolitanische Revolution. Da jedoch Neapel zu weit entfernt von Troppau war, wurde der Kongreß nach vier Monaten nach Laibach verlegt. Heute geht die alte Stadt hoffnungsvoll einer neuen Zukunft entgegen.

Goethe in den böhmischen Bädern

Der Dichter als Kulturpionier des Egerlandes

Es ist bekannt, daß Goethe die böhmischen Bäder Karlsbad, Marienbad und Tepliz außerordentlich bevorzugte, nicht nur, weil sie für die damaligen Verkehrsverhältnisse von Weimar aus verhältnismäßig leicht zu erreichen waren, sondern auch, weil die Quellen ihm gesundheitlich sehr zuträglich waren. Zum ersten Male weilte er 1786 als Fünfunddreißiger in Karlsbad. Wenn er in späteren Jahren wiederkehrte, pflegte er sich häuslich einzurichten und seine eigene kleine Wirtschaft zu unterhalten. Es war ihm unsympathisch, als Fremder zu gelten, als „Badegast“; deshalb erschien er schon vor den ersten Frühaufstehern am Brunnen und im Badehaus. Im Jahre 1812 weilte Goethe wieder in Karlsbad und in Tepliz zur Kur, wo er mit der leidenden Kaiserin von Oesterreich im täglichen gesellschaftlichen Verkehr stand. Hier in Tepliz fand 1812 auch jene bekannte Begegnung zwischen dem 62jährigen Goethe und dem 40jährigen Beethoven statt. An mehreren Nachmittagen und Abenden leisteten sich die beiden Großen gegenseitig Gesellschaft. Goethe hörte hier den bereits halbtauben Meister der Töne zum ersten Mal spielen; es muß ihn erschüttert haben, denn er äußert: „Zusammengesetzter, energischer, inniger habe ich noch keinen Künstler gesehen... Im Jahre 1820 machte sich Goethe schon am 23. April nach Karlsbad auf; am 26. erreichte (Fortsetzung siehe Seite 6.)



Herrliche Stadt an der Moldau

Einer der romantischsten Orte des Sudetenlandes ist die Stadt Krumau an der Moldau mit dem gewaltigen Schloß der Fürsten Schwarzenberg, die auch den Titel Herzöge von Krumau führten.

Gottesgab /

Als Kaiser Karl V. im Jahre 1547 die Schmalkaldener bei Müh-berg geschlagen hatte und die Anführer gefangen waren, da war die Zeit zum Teilen da. Schon vorher hatten die beiden Fürsten, und zwar der König Ferdinand I. und der Kurfürst von Sachsen den entscheidenden Geheimvertrag von Prag am 14. Oktober 1546 abgeschlossen. Derselbe besagt im Punkte 5, daß die Hälfte der Herrschaft Schwarzenberg mit „Goggabe“ und Platten an Böhmen abgetreten wird. Doch wird besonders erwähnt, daß die Bergwerke von „Goggabe“ und Platten und die Jagd dem Herzog von Sachsen und seinen Erbnachfolgern bezw. Lehenserben, auch in dem an Böhmen abgetretenen Teile der Herrschaft verbleiben sollen.

Wörtlich lautet der Punkt 5: „Aber der Herrschaft Schwarzenberg halber ist zwischen uns abgeredt und beschloffen worden, daß dieselbig uns Kunig Ferdinande, als Kunigen zu Behem, und unsere kron Behem von derselbigen als kron Behem auswerts bis an die schönbergischen grenizen zugehören und folgen soll, also daß in solchem unsern teil und bezirk die Goggab und Plattna begriffen und der rain und greniz von der schönbergischen lehen an hinter der Plattna ein halb meil wegs und also strats und gerad hindurch bis zu end der Herrschaft und wieder an die schönbergischen lehen gemacht und gehalten werde. Und der ander übrig teil solcher Herrschaft mit seiner Zugehörigkeit soll uns, hz. Morizen, zustehen und folgen. Darzu soll auch uns hz. Morizen alle wald und gehölz berahrter herrschaft allein zu besagen zustehen und verfolgen. Wir hz. Moriz sollen und mögen auch von heut dato an zu raiten innerhalb vier Monaeten dem nechsten (wo es mit geschehen mag) erstbenannter Herrschaft Schwarzburg notturtig tiglich bereiten lassen, und wo wir in solchm Bereitung so viel befunden, daß uns die berührt abteilung nit annehmbar sein wolkt, alsdann soll die gedacht herrschaft Schwarzburg durch unser beider teil obbemeite acht niedergelegte rät und im Fall ihrer Spaltung durch den Obmann in zwei gleiche unterschiedliche teil ausgezeigt und abgeraint werden, und ein teil, nemlich der so gegen unser kron Behem grenizen wirdet uns und unserer kron Behem zugeteilt werden darinnen auch führungsmäßig die bergwert Goggab und Plattna begriffen sein sollen und der ander teil samt der Jagd, wie obengemeldet uns obbemeiten hz. Morizen und unserer lehenserben zustehen und folgen soll, doch also, daß wir uns unser lehenserben teil von Kgl. Ferdinande erb und nachkommen, kunigen zu Behem und der kron Behem zuhen empfangen und tragen.“

Zu diesem Punkte 5 befindet sich im Prager Schloßarchiv unter dem 8. Juni 1549 eine andere Niederschrift. Dieselbe lautet: „Wegen der Herrschaft Schwarzenberg wurde zwischen ihnen beschloffen, daß die dem König Ferdinand als König von Böhmen bis an die Schneebergische Grenze zugehören und folgen solle. Darin sind Goggab und Platten begriffen und die Grenze soll von den Schneebergischen Lehen an hinter der platna eine halbe Meile Weges und also strats und gerade hindurch bis zu Ende der Herrschaft und wieder an die Schneebergischen Lehen gemacht und gehalten werden. Der andere Teil der Herrschaft soll dem Herzog gehören. Innerhalb vier Monate soll Herzog Moriz die Herrschaft Schwarzenberg bereiten lassen. Durch acht Räte, im Falle ihrer Spaltung durch den Obmann, sollen die zwei Teile angezeigt und abgeraint werden. Der Teil gegen Böhmen wird Ferdinand zur Krone Böhmen gehören, darinnen sollen vornehmlich die Bergwerke Platten und Goggab begriffen sein und der andere Teil dem Herzog Moriz sammt der Jagd. Auch soll dem Herzog die Nutzung der Bergwerke in dem Teil des Königs Ferdinand bleiben und folgen.“

Daß die Teilung nicht ohne Schwierigkeiten vor sich gehen würde, sah man voraus. Deswegen sah der Vertrag in diesem Falle seinen gleichmäßig zusammengesetzten achtgliedrigen Ausschuss vor. Sollte auch dieser nicht unter einen Hut kommen, müßte ein neu zu wählender Obmann den Entscheid treffen.

Da das Herrschaftsgebiet während der Dauer der Teilung voraussichtlich durch kaiserliche Truppen besetzt werden sollte, erhielt Moriz die Gewähr, daß man niemand „von seiner Religion bringen werde.“

Wie es scheint, hat Moriz um den Gesamtbefehl der Herrschaft zäh wenn auch vergeblich gekämpft. Er mußte die Hälfte der Herrschaft Schwarzenberg Ferdinand zugestehen, und zwar sollte die Abtaining in „zwei gleichen Teilen“ so vor sich gehen, daß der an Böhmen grenzende Teil um Goggabe und Platten an Böhmen falle. Damit war aber, wie sich herausstellte, Moriz übervorteilt. Sie waren nämlich damals die am höchsten bewerteten Bezirke des „Gutes“. Nach einem Gutachten des Zwidauer Rates offenbarte sich der ungeheure

Des Sudetendeutschstums schönster Traum ist Wahrheit geworden. Nach Jahrhunderte langer Kostrennung vom Mutterlande sind wir heimgekehrt in das große Deutsche Reich. Damit ist auch die Heimat unseres unvergesslichen Volks- und Heimatdichters Anton Günther-Gottesgab nach 390 Jahren wieder dem Mutterlande angeschlossen worden. Deitsch un frei woll'n mr sei . . . ! Unserem Volksdichter war es nicht mehr vergönnt, seinen Herzenswunsch und die Befreiungsstunde zu erleben.

Wert der Herrschaft an den Bodenschätzen. Sie war an Metallen, wie Silber, Zinn, Bismut und Eisen reich. Platten habe z. B. nur als Zinnbergwert 1000 Gulden grotschen, Goggabe 500 Gulden der kurfürstlichen Kassa jährlich gebracht. Auch die mächtigen Wälder waren in dem an Böhmen grenzenden Teile, welchen Ferdinand beanspruchte, ertragreicher. Und deshalb gerieten die beiden Fürsten in Streit. Es ging ein mächtiges Raufschlagen an. Große Herren, sowohl von sächsischer und böhmischer Seite mühen sich um den Schiedspruch. Auf einer Tagung im Mai 1550 trafen sich die Unterhändler in Schwarzenberg.

Ferdinands 1. Kommissäre waren: Bohuslav Felix von Hassenstein auf Lidow, königlicher Landvogt in der Niedertausitz, — Litwin, Herr von Lobkowitz auf Bilin, — Peter Böhme von Bazan auf Picinn, Hauptmann der Altstadt Prag, — Florian Griespach, Doktor der Rechte und fgl. Rat.

Die Vertreter des Kurfürsten: Wolf von Schönburg, zur neuen Sorg, kurfürstlicher Hofmarschall, — Rudolf von Bünau, Amtmann zu Cholditz und Leitzna, — Damman von Sebottendorf zu Rothwernsdorf — und Modestinus Postorius, Doktor der Rechte und Ordinarius zu Leipzig, kurfürstlicher Rat. — Diese acht Räte wählten zu ihrem Obmann den Bischof Melchior von Würzburg. —

Eine Landkarte wurde angefertigt und die Herrschaft beritten. Als sie die beiderseits angefertigten Karten verglichen, stimmten diese nicht überein. Die Sachsen meinten, die Böhmen wollten sie übers Ohr hauen. Da slog die Tagung ohne Ergebnis auf. Inzwischen entbrannte an der strittigen Grenze ein lustiger Grenzrieg. Die Böhmen schossen in den Waldungen das Wild, sie holten sich das Holz. Der Kurfürst Moriz beschwerte sich darüber und forderte strenge Bestrafung. Im Jahr 1553 fiel der Genannte bei Sievershausen im Reiterkampf. Sein Bruder August wurde sein Nachfolger. Erneut kam es zu Verhandlungen, denn man mußte endlich die Grenzen finden. „Sonst fangen die Büchsen da oben an, von selber zu knallen.“

Nach langem Hin und Her machten die Böhmen einen Vorschlag. Johann Friedrich, so führten sie aus, hatte die Herrschaft einstmals in Bergmeisterreviere eingeteilt. Es hatte deren vier gegeben. Wie nun, wenn jeder zwei davon nähme? August von Sachsen stimmte diesem Vorschlag schließlich zu. Er bekam die Reviere Schwarzenberg und Eibensdorf, Ferdinand Platten und Goggabe. Dem Kurfürsten Sachsen wurde noch die Wildbahn, zuvorderst die hohe Jagd und der halbe Zehent von den Bergwerten zugestanden. Um aber die Jagdgerechtigkeit zu dehaupten, mußte wenigstens einmal in dreißig Jahren alda gejagt werden. Hinsichtlich des Zehents von den Bergwerten zahlte das Kurhaus Sachsen sowohl den Goggabern, als auch den Plattner Bergbeumeuten die Hälfte der Befoldung, dann den Goggaber und Plattner Pfarrern jährlich 52 Gulden. Herzog Friedrich August von Sachsen hat später durch den Vertrag vom 14. August 1784 gegen Entschädigung von 2000 Kaisergulden auf die Jagdgerechtigkeit in den Goggaber und Plattner Waldungen verzichtet. Das Bergreal aber behielt er sich und seinem Hause vor. Zehn Jahre lang lagen sodann die dazu bestimmten Ausschüsse „auf den Wäldern“, um die Rainung abzusteden. Wo man konnte, wählte man Bäche als Grenzen, und wo sie fehlten, zogen die Marktschneider eine schnurgerade Linie. Dann wurden die Grenzen mit Steinen und Nahlbäumen abgeraint und abgelacht.

Am 4. 7. 153 war die Rainung fertig und damit war eine fast zehn Jahre lange strittige Frage bereinigt und die Herrschaftsgrenze auf Jahrhunderte hinaus festgelegt. Die böhmischen Grenzpfähle wanderten nordwärts, und standen da so lange, bis sie durch die große geschichtliche Tat unseres über alles geliebten Führers Adolf Hitler am 1. Oktober 1938 rechtsungültig wurden. 390 Jahre lang wurde Gottesgab von all den verschiedenen Herrschern stiefmütterlich behandelt, und als die alte Bergstadt gar unter tschecho-slowakische Herrschaft kam, begann durch 20 lange Jahre eine einzige Leidenszeit, welche in der Schlupperiode des sudetendeutschen Befreiungskampfes zu einer schier unerträglichen Qual und in den letzten Tagen für die arme Bevölkerung zur Hölle wurde.

Ehe die letzten Tage der Tschechenherrschaft, vom Standrecht bis zur Befreiung von Gottesgab, beschrieben werden, möge erst jener Teil aus der Stadtgeschichte dieses Ortes folgen, welcher „Goggabe“ (dies war der Ausdruck der alten Bergleute) während des dreißigjährigen Krieges behandelt. Es geschieht dies deshalb, damit die Leser un-

feres Blattes selbst einen Vergleich zwischen den Greuelthaten der Schweden vor 300 Jahren, und dem Terror der Tschechen ziehen können.

Schon nach der Schlacht am weißen Berge bei Prag schlugen die ersten Wellen des Kampfes bis ans Erzgebirge heran. Der Kriegslärm aber wurde lauter, denn was die Erzgebirger bis jetzt vom großen Kriege sahen, war nur eine Feuersbrunst von weitem. Bald sollte der Nordbrand selber durch unsere Städte und Dörfer wüten. Er begann damit, daß der Hammer des Joachim Escher unweit Gottesgab von durchziehenden Kriegsvölkern niedergebrannt wurde, ebenso die Schmiede und das Wohnhaus des Erhard Schak unter den „Kasfen“. Es waren Mansfeldische Soldaten, welche diese Heidenstat vollbrachten. Solche Truppendurchzüge waren zu damaliger Zeit außerordentlich gefürchtet. Ganz abgesehen davon, daß jeweils die betroffene Stadt und deren Umgebung für die Unterhaltung an Quartier und Verpflegung aufkommen mußten, wurde vielfach gestohlen und vernichtet, da es den Soldaten einfach an Mannesguth fehlte. Man zahlte lieber vorher eine Summa Geldes, bekam dafür einen Schutzbrief *salva guardia* genannt, und konnte wenigstens hoffen, fürs erste von solchen Dingen verschont zu bleiben. In späteren Jahren kam es aber dann vor, daß zwar das Geld für die *Salva guardia* genommen, u. trotzdem die Stadt und die Umgebung zur Bequartierung und Verpflegung der Truppen herangezogen wurde. Der Krieg verursachte, daß auch der Bergbau eingestellt werden mußte. Viele Einwohner flüchteten, und in Gottesgab waren nur noch 127 Familien anwesend. Inzwischen tobte die Kriegesfurie im benachbarten Sachsenland weiter, bis am 4. 11. 1631 die Sachsen in Böhmen einfielen, und daher auch unsere Gegend mit feindlichen Truppen überschwemmt wurde. Dies dauerte jedoch nicht lange, denn schon im Jahre 1632 wurden sie wieder über die Grenze geworfen. Es kamen dafür kaiserliches Militär, darunter die gefürchteten Kroaten, über Reudert-Bärtingen (1. 2. 1633), wo mehrere Personen erschossen, einige niedergefaßt, und manchen der Kopf gespalten wurde. In Joachimsthal waren zur selben Zeit Wallensteinische Truppen in Quartier, sodaß unser Heimatgebiet einem Heerlager glich. Eine Erleichterung für die unter den Kriegslasten stöhnende Bevölkerung trat erst ein, als General Holf am 9. 7. 1633 zum Angriff gegen Sachsen vorging und seine Marschrichtung gegen das Vogtland und Meißen nahm. Aber nicht lange sollten unsere Vorfahren aufatmen können, denn

schon im Jahre 1634 brachen die Schweden und Sachsen unter dem Kommando des Schweden Generals Banner in Böhmen ein und eroberten Joachimsthal. Gottesgab wurde geplündert, und wo keine Habseligkeiten vorhanden waren, flog der rote Hahn aufs Dach. Der damalige Stadtrichter Elias Fashmann, der infolge seines Unfleißes bekannt war, wurde bei dem Einfall zum Verräter, indem er dem Feinde Spionagedienste leistete, so daß er kurz vorher seines Richteramtes entsetzt werden mußte. Auch Christian Fashmann stand seinem Namensvetter würdig zur Seite. Er beraubte angefaßtes des Feindes das „Zehnthaus“, dem Amtsschreiber zerschlug er seine Kisten und Kästen, verpackten Möbel und dem Waldbereiter stahl er sein Pferd, auf dem er die Flucht ergriff. In Gottesgab hinterließ er sein Weib, das nicht einmal ein Stück Brot mehr hatte. Erst den Truppen des kaiserlichen Feldherrn Colloredo gelang es, die plündernden Soldaten zu vertreiben. Zwar kam es 1635 zum Prager Frieden, allein die Eroberungs- und Beutezüge der Franzosen und Schweden setzten den Kampf fort. Und dies wurden die schrecklichsten Kriegsjahre, welche die Greuel und Vernichtungen der Zeit vorher weit in den Schatten stellten. Am schlimmsten trieben es die Schweden. Die Kanonen des General Banner dröhnten bis ins Gebirge herauf, und der Name des schwedischen Feldherrn wurde der gefürchtetste des ganzen

Krieges. Im Jahre 1639 brachen sie erneut in Böhmen, mit dem Ziele Prag, ein. Die Gebirgsbewohner flüchteten in die Wälder und suchten Unterschlupf vor den Scharen herumziehender Soldaten und Marodeure, Gruppen, die unser Gebirge unsicher machten. Es war ein Krieg aller gegen alle geworden. Obgleich Kirche, Schule, — nichts hatte mehr seinen Fortgang. Auf diesem Raubzuge der Schweden gegen Prag wurde Gottesgab im Jahre 1640 abermals geplündert. Die Keller wurden erbrochen, das Bier ausgekostet und die Defen, Türen und Fenster eingeschlagen. Da im Mai noch Schnee lag, konnten diese Teufel nicht einmal fort, und erst später mußten sie einen andern Weg einschlagen, um nach Böhmen eindringen zu können. Schon seit 1639 schmachtete die ganze Gegend unter den Drangsalen der Schwedenheere. Hell! leuchtete der Feuerschein der brennenden Häuser, überall waren die Ortschaften verlassen und geplündert. Auf den Straßen lagen die Toten, in den Häusern die Verwundeten. Schwedische Reiter hatten sich im Schlosse zu Klösterle eingenistet. Um sie zu vertreiben, steckten die Kaiserlichen dasselbe in Brand, wobei ganz Klösterle in Flammen aufging. Am 27. März 1640 legten die schwedischen Feldherrn Banner und Torstenson Sonnenberg in Asche, und auch Kupferberg hatte dasselbe Schicksal. Geplündert, gebrandschatzt und brennend gaben Breßnitz und eine ganze Reihe anderer Erzgebirgsorte weit bis ins Böhmerland hinein Kunde von ihrem Unglück. Am 18. 3. 1641 trieben die kaiserlichen Truppen unter Piccolomini eine schwedische Abtheilung in ein bodenloses Torfmoor bei Schmiedeberg, das noch heute die Totenheide heißt. (Das Schwedengrab.) Auf ihren Bor- und Rückmärschen kamen die Schweden im Jahre 1643 neuerdings in die Gegend von Gottesgab, um hier abermals einen Durchbruch nach Böhmen zu versuchen. Ein Orkan hatte aber so viele Waldbäume durcheinander geworfen, daß der Durchmarsch dieser Horden unmöglich war und Gottesgab von einer neuerlichen Plünderung verschont blieb. Die Gottesgaber Müßter waren trotz dieser schrecklichen Zeit auf Reisen, doch wurden sie überall vom Militär mißhandelt. Als sie aber erfuhren, daß ihr Heimatort infolge der natürlichen Verschanzungen verschont blieb, kamen sie nach Hause, empfingen von den verzweifeltsten Frauen und Kindern. Zunächst verwahrten sie ihre Habe in den Bergschächten und verteidigten sodann jeden feindlichen Andrang, durch herumziehende schwedische Räuber. Doch dadurch sollte eine der größten Kata-

strophen heraufbeschworen werden, die sollte dem Stadtgrund im Jahre 1808 unseren Unglücksort je heimsuchen, denn die Schweden kamen zurück, und damit kam die Hölle. Es gab nur eine Möglichkeit, — die Flucht mit allem schnell Erreichbaren, entweder in die Bergschächte, oder in den undurchdringlichen Wald. Hier bauten sie sich Reishütten, ein Lager aus Moos war für die Armen gerade gut genug. Das Vieh stand, statt im warmen Stalle, im Walde, die Hühner quartierten auf den Bäumen. Von ihren Verstecken aus mußten die Unglücksmenschen zuschauen, wie der Feind alles kurz und klein schlug. Feuerbrände setzten die Schächte unter Rauch und außerdem saufen mächtige Steine in die Gruben hinab. Um das nackte Leben zu retten, mußten die Verborgenen ins Freie und damit in die Hände entmenschter Bestien. — Vor dem Abzuge steckten diese Horden ganz Gottesgab in Brand und weithin verbründete der mächtige Feuerschein vom Unglücke der höchstgelegenen königlichen Bergstadt Mitteleuropas. Nur die im Walde versteckten, geschändeten Frauen, weinende Kinder und alte gramgebeugte Männer waren übrig geblieben. Ein Häuflein unglücklicher Menschen fand sich auf den rauchenden Trümmern unseres in Schutt und Asche gelegten Heimatstädtchens ein, wo sich herzzerreißende Sinnen abspielten. —

(Fortsetzung folgt.)

Sonderbare Hausinschriften

Geht man durch die Straßen alter Städte, so kann man an den Häusern und Toren nicht selten Inschriften finden, die zuweilen ganz originelle Bezeichnungen, wo oft Humor und Volksgemüt nicht fehlen, aufweisen. Sehr geschäftslustig klingt der Wunsch eines Glasers in Wittlage bei Osabrück. Dort hat der Inhaber eines Hauses folgenden Spruch angebracht:

„Der Herr beschütze Korn und Wein,
Der Hagel schlag' bloß die Fenster ein!“

Eine interessante Hausinschrift befindet sich an einem Bauerngute in der Nähe von Freiberg (Sachsen):

„Dies Haus steht in Gottes Hand,
Sonst wär' es längst schon abgebrannt,
Auch hat in heißen Sommertagen
Der Blitz niemals darein geschlagen,
Niemand ist darin verdorben,
Sind alle nur natürlich gestorben.
Auch waren es immer bis auf heute
Nur kleine Kinder und alte Leute.
Dies Haus steht in Gottes Hand,
Zur „Allen Amsel“ ist es benannt.“

An einem Strahburger Seilerhause kann man die Inschrift lesen:

„Die kleinen Diebe hängt man auf,
Die großen läßt man laufen,
Wär' dieses nicht der Welten Lauf,
Würd' ich mehr Sträng' verkaufen.“

An einem Hause in Harburg, das 1815 ausgeführt wurde, heißt es, wenngleich sehr schlecht gedreht:

„Des Krieges Wetter ist Fürben,
Durch Dich, o Gott, Sind wir Nun frey.
Der Krieg zerstörte unsere Ort,
Wir bauen ihn jetzt wieder auf dein Wort.“

Zum Schluß sei noch die Inschrift einer Sonnenuhr am Palazzo Moncenigo in Venedig genannt: „Numero horas nisi sovenas“. — Auf deutsch: Nur die heitersten Stunden zeige ich an.

Früh Blantenfels.

(Fortsetzung von Seite 3.)

er Eger, wo er seinen Paß zur Polizei schickte, der ihm von dem Magistratsrat Gruner dann ehrfürchtig selbst wieder zugestellt wurde. Goethe hatte durch Professor Dietrich und den Postmeister in Aisch von einem neuen Kurort gehört, der südöstlich von Eger aus einer lumpigen Wildnis hervorgezaubert worden war. Am nächsten Tage fuhr er nach Marienbad und beobachtete dort den Fortgang dieser Kulturarbeit, die er mit der Kolonisation in den amerikanischen Urwäldern verglich. In Karlsbad, wo sich eine große Gesellschaft zusammenfand, beschäftigte sich der Dichter damals gründlich mit der Kultur des Egerlandes, zu dessen wissenschaftlicher Erforschung er wesentlich beigetragen hat. Besonders interessierte ihn der merkwürdige Kammerbühl bei Eger, den er genau untersuchte. 1721 machte Goethe dann zum ersten Male seine Kur in Marienbad, um sich auf einem neuen Gebiet wissenschaftlich zu informieren. Es war die Mineralogie, u. ganze Kisten voller Steine wurden aus Böhmen nach Weimar geschafft. Auch im folgenden Jahr weilte er wieder in Marienbad und bezog im Hotel von Klebelsberg ein Balkonzimmer. Dann begab er sich wieder nach Eger, von wo er nordwärts gegen das Erzgebirge und westwärts nach Waldsassen und Redwitz vordrang, um naturwissenschaftliche Forschungen zu betreiben. Im Sommer 1823 kam der 74jährige Goethe nach überstandener schwerer Krankheit zum letzten Mal zur Kur nach Böhmen. Am 2. Juli erreichte er von Eger her Marienbad und nahm in der „Goldenen Traube“ Wohnung. Hier spielte sich auch die anschuldige Episode mit der 20jährigen Ulrike von Levetzow ab, die später zu häßlichen Klatschereien in Weimar Anlaß gab. Die „Marienbader Elegie“ ist der poetische Ausdruck um das verschwundene Glück. Ulrike von Levetzow starb am 13. November 1899 auf ihrem Schlosse Trzibitz in Böhmen.

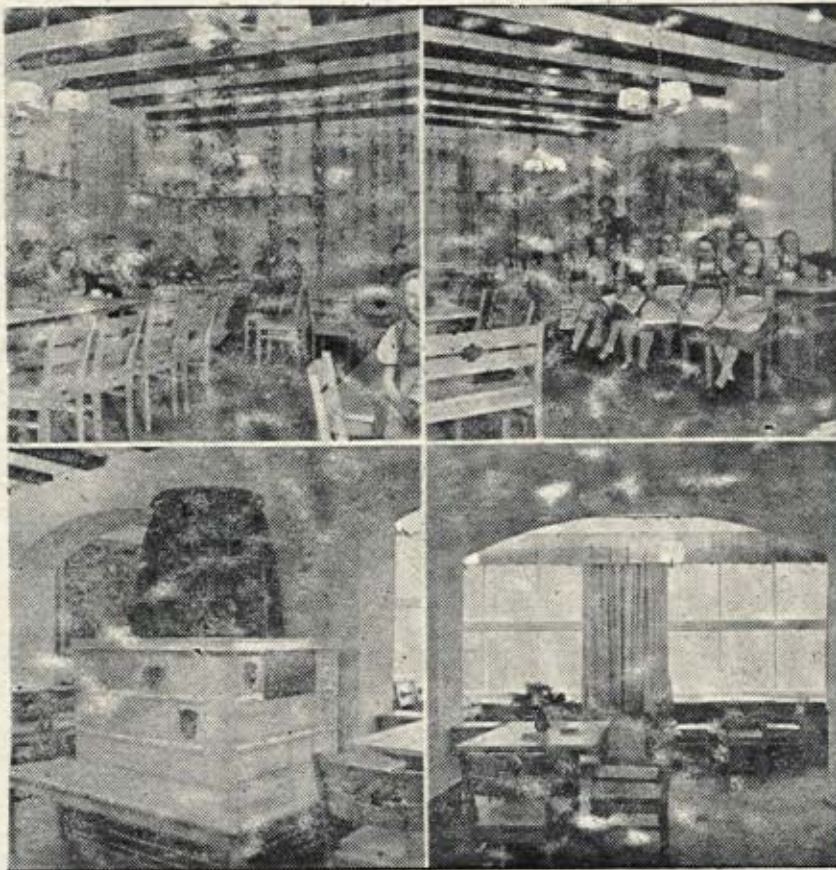
Was die Alten pfeifen, das wird ein Kind ergreifen;
Was die Alten singen, das zwitschern die Jungen.
O möchten sie zum Schönen sich früh und frisch gewöhnen!
Goethe.

Nooch 'n Heierohnd

Leztr Abschied vom Gartn

Wie vor vielen Bahrn dr Spätsch-Albert-Former von dr Kur aus Gottleiba zurückgekomme war un ben Dokter, dar ne ze dar Erholung vrholstn hatt, zur Gesundmalding vrsproch, mähnet am End dr Unnerhaltung dr Dokter: „Mein lieber Herr Spätsch, wenn ich Ihnen noch einen Rat für Ihre Gesundheit geben darf, so empfehle ich Ihnen: Schaffen Sie sich einen Garten an und der Tod wird bei Ihnen sehr lange warten müssen. Gerade Ihr Beruf erfordert eine Betätigung in freier Luft. Wenn Sie nebenbei gärtnern, Herr Spätsch, werden Sie hundert Jahre alt!“ Dar gute Ratschlog war of fruchtbarn Buden gefallen. Dr Albert wur e Klägartner mit Leib un Seel. Ueber dreißig Bahr war dr Spätsch-Albert nu schie Mitglied in dr Gartentolonie „Kornblümel“. Jeden Sonntag, Bahr im Bahr, wenn's net gerode Regnschnürle in Wäschkeinstark vom Himmel plasket, war dr Albert mit seiner Fraa un ne Rinnern in sen Garten ze finden. Mancher Tropfen Schwäz is bei dan Hadn un Uemgrobn offn Ardsbuden getroppt, mancher Muskelfater hot sich eingestellt, obr dos war alles nisch gegnüber ne Ruh', dan dr Albert im Harbist durch de Frucht un ne Gemüß eihrimfen durst. Un wie glücklich war dr Klägartner, wenn im Sommer dr Blumenduft de Roskigeln tat, oder wenn vom Neppelbaamel de Bugelmagle ihr Liedel rozwitscherin. Wie hobn sich de Rinner, wie se noch klä

warn, stundenlang im Sandkasten aufgehallen un sei durch dr Sonn braun wie Neger worn. Ja, su e Gartn is Arzenei für en Mensch, dar drinne in dan Stadtheiern wohnt. Is schönste dorn Albert war aber, wenn nooch all dar mühsaligen Sonntagsgartenarbeit e Skat gesamtkam. Do wur ewing drbei gelacht, a ne Flasch Bier getrunken; wenn de Sonn ne Barg hintnunner machet, wur is Spiel beend't un e richtiger Gartnsunntig war vorbei. Mit all dar herzlichn Verbundnhät ze sen Schmuckkastelgartn, ze sen Stückel Hamischoll, wollt heite dr Albert Schluß machen. Vos nühst ne noch e Garten? Wir en Bärtelgahr, mittn in dan Blühe un Wachsen wur dos Sprichwort: „Wann dr Sommer lacht, dar denkt net an Winter, war im Labn stiebt, denkt net an Tod!“ durch'n plötzlichen D'labn seiner



Vom Umbau des Scheibenger Unterkunftshauses

Das Unterkunftshaus auf dem Scheibenberg, ein köstliches Kleinod unserer Gebirgsheimat, präsentiert sich seinen Besuchern im neuen und festlichen Schmuck und Glanz. Die vorderen Gasträume wurden völlig neugestaltet und modernisiert und atmen jetzt den Geist der Heimat, die wir alle lieben. Der stilvolle und geschmackvolle Bau für den Architekt Köhler-Elterlein verantwortlich zeichnete, war möglich durch die wertvolle Hilfe des Reiches. Unsere Bilder zeigen oben links eine geschmackvolle Ecke im neuen Gastraum, oben rechts erzgebirgische Gemütlichkeit am Kachelofen. Unten links die „Ufenbank“ und rechts einen Ausschnitt des Gastrumes, der durch den Umbau der Veranda gewonnen wurde. — An der Eröffnungsfeier nahmen u. a. Amtshauptmann von Wirsing, Ortsgruppenleiter Otto und die Beigeordneten und Ratsherren, sowie die am Bau beteiligten Handwerker teil. Bürgermeister Meyer sprach über die bauliche Entwicklung des Unterkunftshauses, das 1892 geweiht wurde, und über den Kampf um die Erhaltung des Berges als Denkmal der Heimat und sollte allen Mitbürgern am gemeinsamen großen Heimatwerk Dank und Anerkennung. (Photo: Schirmer.)

Fraa, seiner gutn Alma, zer bittern Wärtlichkeit. Mutterseelenallä stand dr Albert do. Erst beede Rinner vrlorn un nun aa noch de Fraa. Dar Schlog hatt ne Albert ze hart getroffen, un sei Herz wollt vir Schmerz fast zerspringe. An nischfand ar meh' Fräd. Vir sich alläne brauchet ar kenn Garten un is war ne aa in sen alten Logn ze viel.

Su e richtiger Harbistunntig war'sch. Graa un regnschwer hinge de Wolk'n am Himmel, dr Wind fauchet durch'n Geüft dr fahlen Baame un tat de legtn Laabblattle zur Ard runnerwirbeln. Nooch'n Mittigassen war dr Albert naus offn Friedhof gewannert un na an Grob seiner Alma getratn. Lang hot ar of dan Grobhügel draufgestiert un mit seiner gutn Waggengosin Zwiesproch gehalt'n. Doderbei sei ne de Wasserperle über de Badn reigeporzelt, wie su oft in de legtn Woch'n. Nooch ner Weil is ar mit erleichtert'n Harzn von dr legtn Ruh'statt

seiner Alma föder. Sei Wag führet ne naus in sen Gartn. Noch emol is dr Albert über sei Stückel Mutterard waggestiegen, hot an dan Streichel noch ewos zeracht gerückt, dorn wieder mit'n Spaten dos oder gens rausgestochen, am Birnbaum wur noch su e darrer Krahler waggelagt, ja, Arbit gobs in en Garten immer. Drauf hot dr Mägärtner ne Pacht geholt un is Laab un Geästlich ze en Hausn zesammengeracht, e Streichhölzel nagehalten un dos Zeig verbrannt. Während de Raachwolken über de Nachbargärten hieschweeln tain, hot dr Albert in Heisel drinne e alte Pappschachtel zerrissen un offn Deckel dru mit Bleistift gruß drauf geschriebe:

„Dieser Garten ist zu verlaufen!“ Dos Blatt hot ar nocherts an Gartentür nagehängt. Weil is Feierle su ne Wärm spenden tat, setzet sich dr Albert, bis de Blut verlöscht war, of dr Bank. Sei Blick sträset über de fahlen Beet un ar simplesieret: Wie im Labn, su is a in dr Natur — alles is e Komme un Giehe. Su wie de Bögele im Harbist dr Hamit ne Rücken fehrn, su fehrt a dr Mensch nooch en Frühling, Sommer im Harbist zur Hamitard zerück. Ja, Mutterard, wos die ze bedeuten hot, merkt mr erst, wenn mr von en gutn, liebn Mensch'n am offene Grob mit drei Hamfese Ard Abschied nimmt. 's is, als tät mr ne zantnerschwere Last durch de Finger treifeln lossn. Dann war's ne Albert, als hätt dr Wind en Virhang zerrissen un ar konnt noch emol zerückfehrn in die Zeit, wu ar mit seiner Alma su glücklich war. Zeerst warn's garstige Zeitt'n gewasn, die se mit enanner ze überklettern hattn, nochert aber warn schönere Tog gefomme, wu a ihr beeder Wunsch in Erfüllung ging, domit se nimmer su allene warn. Un wie wuchsn de Rinner ra, un wos war dos für schienes Familienlabn. Alle zah' Finger hot jeds über de Rinner gebrät un jeder Wunsch, wenn's halbnwags ging, is ne drfüllt worn. Nocherts kam dr Krieg, gelet ne dritt'n Tog is dr Albert miet naus. Reinznhunnersiebz'n is dr Gung eigezugn worn un Achtzn hot ne e Granat sei Labnslichtel ausgelöscht. Un mr war noch gar net über dan Schmerz drüber wag, do starb an ner bies'n Gripp a noch de Maad. Nooch all die schwern Schicksalschläg hobn sich dr Albert un de Alma wie e paar Rinner vertrogn un drbei mit nr Lieb anenanner gehängt, doß se of ihrn weitem Labnswag nischf von ihrer Gesamkeit merkein. Un dan Sommer kam nu dos U'fahbare. . . Do ging e Zuck'n durch'n Albert, de schneeweis'n Haar rutschein über de eigefallne Badn rei, de Wagn wurn steif un drauf fiel ar hintennüber. Spöter hobn ne paar Gartinsfreund gefundn. E Herzschlog hatt is Labnslichtel ens dr aktivst'n un immer gern hilfsbereiten Mitglieder vom Gartnbauberein „Kornblümel“ ausgehosen.

Karpatorussland, Reich des Aberglaubens

(Von unserem in Prag weilenden Mitarbeiter Geo Bayer aus Karlsbad.)

Analphabeten, Teufelsbeschwörer und Hexenglauben.

Von Zeit zu Zeit wissen die Zeitungen seltsame Dinge aus dem östlichsten Teil der Tschechoslowakei, aus Karpatorussland, zu berichten. Es sind Meldungen gewissermaßen aus dem Mittelalter heraus, aus finsterner Vorzeit mit Hexenwahn, Geistesput und düsterem Aberglauben; in diesem Gebiet des bisherigen tschechoslowakischen Staates, das, von den Nachbarländern Ungarn und Polen durch die Grenzlinien abgeschnitten, ist die Intelligenz nur dünn gesät, und es nimmt daher nicht Wunder, wenn die breitesten Bevölkerungsschichten mit eiserner Konsequenz an dem festhalten, was ihrer Vorfahren Dasein ausgefüllt hat: neben der Anspruchslosigkeit an das Leben den Glauben an geheime Mächte und Gewalten. Man findet unter den Völkern westlicher Kultur nur wenige Stämme, die gleich bescheiden ihr Dasein fristen wie die Karpatorussen in ihrer überwiegenden Mehrheit. Wohl überrascht die Hauptstadt Karpatorusslands, U z h o r o d, durch ihre modernen Bauten, aber in den Dörfern und Siedlungen des Gebietes zeigt sich noch viel erschütterndes Elend. Die Wohnverhältnisse liegen außerordentlich im Argen. Aus Kistenbreitern zusammengeagelte Hütten mit Lehm Boden, mit „Dächern“ durch die der Regen rinnt, ausrangierte und halbverfallene Eisenbahnwagen, in deren nicht abgeteilten Räumen mehrere Familien zugleich hausn, Lager unter freiem Himmel — das sind die Wohnstätten tausender Karpatorussen, sind vielfach die Brutstätten von Krankheiten und Epidemien, die Herde unbeschreiblichen Verfalls von Moral und Sitte. Man muß diese halbwildstigen Buben und Mädchen der karpatorussischen Elendsfiedlungen, nur mit zerrissenen Hemden bekleidet, gesehen haben, man muß einen Blick in die Hütten dieser Menschen getan haben, auf die Lagerstätten, die Wiege, Brautbett, Krankenlager, Toten- und Kinderbett zugleich sind, um sich einen Begriff von der Lebensweise dieses Volkes im östlichsten Zipfel des Landes zu machen. Man muß einen regenschweren Tog in diesen Zufluchtsstätten menschlicher Not verlebt, muß die Pfützen in den Hütten gesehen haben und die Ansammlungen der vor dem Regen aus den eigenen undichten „Wohnungen“ in die Behausung eines dank seines mit Pappe bedeckten Wohndaches Glücklicheren geflüchteten Menschen, und dann wundert man sich nicht mehr darüber, daß auf diesem Landstrich, in diesem Rahmen die neue Zeit nicht Einzug halten konnte, daß Radio und Flugzeug für den größten Teil dieser Leute unbegreifliche, teuflische Dinge sind und daß hier finsterner Aberglaube eine dauernde Heimstätte gefunden hat.

Karpatorussland: Land der Hexen, der Geister, der Spukphantasie. Vor einiger Zeit erst wieder war es nur dem Einschreiten einer Gendarmeriepatrouille zu danken, daß nicht das Dorf Novoselice zum Schauplatz einer richtigen mittelalterlichen Hexenverbrennung geworden ist: eine alte Frau, die von den Dorfbewohnern verdächtigt wurde, die Kinder ihrer Nachbarn verhext zu haben, war von der Einwohner-schaft zum Tode verurteilt worden. Der Scheiterhaufen stand bereit, und die Bevölkerung wartete die Nacht ab, um die „Hexe“ aus ihrer Hütte zu holen. . . Es gelang der Gendarmerie wohl, die Exekution zu verhindern, aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben, denn der Aberglaube dieser Menschen ist so wenig durch Bajonette auszurotten wie durch das geschriebene Wort, weil die meisten von ihnen des Lesens unkundig sind. Des Interesses halber sei hier ein Vorfall aus der karpatorussischen Gemeinde Humenne verzeichnet: dort wurde ein Arbeiter verhaftet, der sich mit der Beschwörung der Krankheiten der Schweine befaßte. Er erhielt von den Bauern seines Dorfes Geld dafür, daß er während der Nacht vollständig nackt eine Kunde um den Friedhof machte und schließlich um das Grab des zuletzt beerdigten Einwohners herumkief. . . Zahlreich sind die Berichte über solche und ähnliche Geschehnisse im östlichsten Teil der Tschechoslowakei in den letzten Jahren gewesen, zahlreich die Meldungen über die Lebensart und Gewohnheiten der Karpatorussen, jenen seltsamen Außenseitern, die im Grunde genommen gutmütige Menschen sind und vielleicht mit der Zeit gehen würden, wenn man es der Mühe wert fände, sie dieser neuen Zeit anzufreunden!

G. B.

Hamwärts

Hob gefah su manche Nacht
Nei in's tiefe Tol,
Wenn ich hamwärts bie gemacht
Aus dr grußen Zohl.

Vom Gebirg har kam dr Wind,
Ging an mit vortel,
Stunden Törn un Janster blind,
Ruft la Stimm mich rei.

Weßt mei Herz schle ängstlich schlogn,
Weßt sei Wag un Wast!
Kam e Licht, still getrogn
Ueberch dunkle Fald.

Schwanket auf un schwanket nieder,
Ueberrn Saam ins Tol.
Wandern nachts noch viele Brüder
Hamwärts überol.

Kanut Schäfer.

Mei altes Oberwiesenthal

So müssen wir ausrufen, wenn wir die Bilder betrachten, die uns das alte Oberwiesenthal zeigen. Gewiß, es ist vieles anders, besser und schöner geworden, aber trotz alledem bleibt es doch „Mei altes, liebes Oberwiesenthal“. In den alten Gassen webt Erinnerung an die Jugendzeit, an eine Zeit, wo das Leben droben am Fichtelberg hart und rau war, wo man von dem Fremdenverkehr kaum was merkte. Wollten die Leute einmal hinauf auf den Berg, da holten sie sich unten im Ratskeller den Schlüssel, den man mitnahm, um nach langer beschwerlicher Bergkletterei oben in der einfachen Holzhütte Einkehr halten zu können. Was ist das heute für eine Kunst, einfach mit der Schwebebahn hinaufzufahren auf den Fichtelberg und sich dann groß zu tun, auf Bergeshöh zu sein. Früher kostete es manchen Tropfen Schweiß, bevor man da oben war. Die Oberwiesenthaler wissen gar manches zu erzählen von Sturm und Wetter um den Fichtelberg. Die Einwohner Oberwiesenthals fühlten sich anno dazumal so ziemlich abgeschnitten von aller Welt. Die Eisenbahn ging ja nur bis Cranzahl. Nach Wiesenthal kam ganz selten einmal ein Fremder. Und wenn er kam, dann staunte er über die Oberwiesenthaler, die hier oben ein langes Leben fristeten und kaum ihre Kartoffeln vor dem Winter einbrachten. Benüßtem und schlicht waren die alten Wiesenthaler. Mit der Handklöppelei verdienten sie ein wenig Geld. Darüber sind sie abgestorben, aber wenn sie heute wieder aus ihren Gräbern aufstehen könnten, diese alten Wiesenthaler, dann würden sie ihr Heimatstädtel kaum wieder erkennen. Freuen würden sie sich, wenn sie sehen könnten, was aus dem alten Oberwiesenthal geworden ist. Hören wir zum Schluß noch den Chronisten sprechen, was er uns vom alten Oberwiesenthal zu berichten hat. „Am Ostfuße des hinteren Fichtelberges liegt die Stadt Oberwiesenthal. Das erste Haus von Oberwiesenthal wurde 1526 von Valentin Thauhorn, dem Entdecker der Silberadern, erbaut. 1527 erhielt der Ort Stadtrechte und Bergfreiheit. Bergleute aus dem älteren Unterwiesenthal so wie der Religion wegen Vertriebene aus Joachimsthal, Schlaf-

tenwerth und Gottesgab zogen herbei, doch schon 1567 kam der Bergbau in Verfall. Schumann bemerkt: „Es sieht auf den ungeheuren Bergen, welche die vier Orte Wiesenthal (Hammer-, Unter-, Böhmisches und Ober-Wiesenthal) wie die Wände eines Kessels umgeben, weder an Holz noch an Morast. Diesen Kessel füllen fruchtbare, weit ausgedehnte, durchaus leicht zu bewässernde Wiesen aus und befördern die Viehzucht ungemein, welche hier wenigstens zehnmal wichtiger, einträglicher und sicherer ist als der Ackerbau“. . . . „Gefährlich sind die Gewitter besonders wenn sie an Reibberge und Fichtelberge hängen bleiben und die Paßhöhe nicht überschreiten können. Auch wenn die ungeheure Menge Schnee schmilzt, welche ein oft siebenmonatiger Winter, ungerechnet die Windwehen, zu einer Höhe von 3 und 4 Meter aufhäuft, werden die unzähligen Wassergerinne zur Pöhl hinab beschwerlich und gefährlich.“ —

Zum Schluß noch eine Sage von Böhmisches-Wiesenthal:

Wie es kam, daß die Böhmisches-Wiesenthaler Kirche auf ihrem jetzigen Platze erbaut wurde.

Von jeher hatten das Städtchen Böhmisches-Wiesenthal und das Dorf Stolzenhan gemeinschaftlich eine Kirche, welche früher an der Stelle stand, wo sich jetzt der Gottesacker beider Orte befindet. Als die Kirche sehr baufällig geworden war, wollte man eine neue bauen, jedoch konnte man sich nicht darüber einigen, wohin dieselbe gebaut werden sollte. Die Stolzenhaner wollten sie nach Stolzenhan und die Wiesenthaler nach Wiesenthal haben. Endlich kam man überein, die Kirche auf dem Grund und Boden derjenigen Gemeinde zu erbauen, wohin der Turmknopf, dessen Niedersturz man baldigst erwarten konnte, fallen würde. Der Knopf fiel auch endlich, und zwar auf Stolzenhaner Gebiet. Ein Einwohner von Wiesenthal aber, welcher zufällig auf seinem Acker in der Nähe arbeitete, zog die Turmspitze mit dem Knopfe eiligst hinüber auf die Wiesenthaler Seite. Somit wurde die neue Kirche in Böhmisches-Wiesenthal und nicht in Stolzenhan gebaut.



Alte Spinnklöpplerin in Oberwiesenthal.



Die alte Strohhausgasse in Oberwiesenthal.